

## Das einzige was stört, sind Unterschiede

Kommentar zum Aufsatz von Günter Schiepek

Klaus G. Deissler

Wenn Du ein Schiff bauen willst,  
trommle nicht die Menschen zusammen,  
um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten,  
Aufgaben zu verteilen und  
die Arbeit zu erleichtern, sondern lehre sie die  
Sehnsucht nach dem weiten endlosen Meer.

Antoine de Saint-Exupéry

Seit Beginn der systemischen Bewegung gab es immer wieder Vorstöße der Art, dass sich systemische Therapeuten als Teil einer Gemeinschaft darstellten, die sich sozusagen in Feindschaft zum Guten befand, da sie das Bessere präsentierte<sup>1</sup>. Wie leicht zu verstehen ist, wurde diese Haltung von den Vertretern anderer Therapieschulen abgelehnt, da sie sich entwertet bzw. wenig wertgeschätzt fühlten. Zudem fanden manche die Haltung der Systemiker arrogant: die Vertreter eines oder mehrerer anderer Verfahren konnten mit dessen Hilfe über Krankenkassen Geld verdienen, während die Systemiker das nicht konnten. Diese Form der Beziehung mündete oft in eine „seltsame Schleife“ ein, in der sich die Positionen wechselseitig verhärteten. Seit einigen Jahren wird jedoch nicht nur seitens offizieller systemischer Vertreter der „Dialog“ mit anderen Therapieschulen gepflegt, was eine gewisse Gleichberechtigung impliziert und zu einer partiellen Auflösung der seltsamen Schleife geführt hat.

Mit Schiepeks Aufsatz und dem darin vertretenen Anspruch, einen metatheoretischen und –technologischen Standpunkt zu vertreten, der in eine engmaschige wissenschaftliche Psychotherapiepraxis einmünden soll, besteht die Gefahr, dass die alte Auseinandersetzung neu befeuert und unter anderen Vorzeichen fortgesetzt wird. Dies scheint mir insbesondere dadurch gegeben, dass Schiepek im Namen der Wissenschaft sowie seines metatheoretischen und -technologischen Anspruchs die Therapieschulen bereits als aufgelöst ansieht, bzw. ihr Todesglöcklein läuten hört. In der Tat steht Schiepek mit dieser Haltung nicht alleine und es gibt einige prominente Psychotherapieforscher, die die Ergebnisse einschlägiger Studien so lesen, als ginge der individuelle Beitrag der unterschiedlichen Therapieformen gegen Null, während es Gemeinsamkeiten über alle Therapieschulen hinweg gebe, die die Wirksamkeit einer allgemeinen Psychotherapie begründen könnten (a). Schiepek geht aber noch einen Schritt weiter: Er behauptet, es gebe nicht nur eine allgemeine Psychotherapie zu begründen, sondern sie müsse auch noch systemisch im Sinne eines synergetischen Verständnisses der Selbstorganisation sein (b) und darüberhinaus mit darauf

---

<sup>1</sup> „Das Bessere ist der Feind des Guten...“.

aufbauenden Verfahren arbeiten, denen er den Status der Wissenschaftlichkeit zumisst (c).

Zusammen genommen ist das mehr und qualitativ etwas anderes als nur ein einfacher systemischer Überlegenheitsanspruch – es ist der Anspruch der Begründung einer einzigen Schulpsychotherapie, die mit spezifischen systemischen Mitteln unterfüttert ist.

(a) Wie bereits erwähnt gehen die Lesarten der Analyse von Forschungsergebnissen in die Richtung, dass es nur geringe spezifischen Wirkfaktoren der einzelnen Therapieschulen gebe. Was jedoch viele kritische Stimmen, die sich mit der Analyse der vorliegenden Ergebnisse beschäftigen, feststellen, ist, dass die Forschungsinstrumente, mit denen diese Ergebnisse erhoben wurden, viel zu grob seien, um Unterschiede zwischen den Therapieschulen überhaupt nur erahnen zu lassen, geschweige denn sie wissenschaftlich darzustellen. Auch das Zauberwort Metaanalyse liefert dafür keinen Gegenbeweis – Metaanalysen beschäftigen sich meist nicht mit der Präzision der Messinstrumente oder dem, was sie messen sollen, sie tun meist so, als sei beides gegeben. Damit suggerieren die Ergebnisse von Metaanalysen, sie seien unumstößlich.

Andererseits gehen einige Forscher davon aus, dass man mehr als 47 Millionen Vergleiche durchführen müsste, um eine Spezifizierung der wichtigsten Variablen vorzunehmen.

M.a.W.: Bevor wissenschaftliche Methoden nicht in der Lage sind, genau dies zu berücksichtigen, sind ihre Ergebnisse mit Vorsicht zu genießen und der Ruf nach Auflösung der Therapieschulen ist voreilig. da er mit dem derzeitigen Stand der Forschung nicht zu rechtfertigen ist. Wenn man es trotzdem tut, hat das möglicherweise andere Gründe, als der Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Dass vielen Therapieschulen einiges gemein ist, ist also kein hinreichender Grund, alle in eine Einheitspsychotherapie zu integrieren.

(b) Dass Schiepek eine Vorliebe für die Synergetik als eine Form der systemischen Selbstorganisation hat, hat er selbst nie in Zweifel gestellt. Dies zu tun ist sein gutes Recht und seine diesbezüglichen Erfolge krönen sein Engagement und seine unermüdliche Arbeit.

Was ich jedoch kritisch sehe, ist, dass er versucht, ausgehend von seinem theoretischen Erkenntnisrahmen, Verallgemeinerungen für die therapeutische Praxis abzuleiten, statt umgekehrt vorzugehen, nämlich die psychotherapeutische Praxis erfolgreicher Psychotherapeuten zu untersuchen und dann zu prüfen, welche Teile seiner Theorie zu diesen Praxisformen passen könnten und welche vielleicht anders theoretisch gefasst werden müssten.

Was ich auffallend finde, ist, dass Schiepek für Therapeuten ein hohes Selbstreflexionsniveau fordert. Er reflektiert selbst aber nicht, welche Folgen sein Theoretisieren und seine Form der wissenschaftlichen Praxis haben. Z.B. dass sie in eine Sprache einmünden, die nur noch intime Kollegen und Kolleginnen verstehen können: Begriffe wie synergetisches Prozessmanagement, synergetisches Navigationssystem (SNS) oder generische Prinzipien lassen auf eine schier unermüdliche Freude am Theoretisieren und mit dem Spielen mit sogenannten wissenschaftlichen Werkzeugen erkennen. Diese Sprache wirkt technisch und kalt, und sie hebt den Autor in die Position eines Superexperten, der nichts von seinen Klienten lernen braucht. Letztere müssen nur noch darauf

warten, was der Experte ihnen beizubringen hat und seine Sprache erlernen, um seine Techniken dann in Eigenregie durchführen zu können.

- (c) Vom Anspruch her lokalisiert Schiepek die theoretische und praktische Relevanz seiner Ausführungen im „bio-psycho-sozialen“ Bereich, die praktischen Beispiele, die er benennt, rekrutieren sich aber fast ausschließlich aus dem Bereich, dessen, was ‚unterhalb der Schädeldecke‘ abläuft. Das vermittelt den Eindruck, als würde der Autor z.B. paar- und familientherapeutische Settings als lästige Erblast systemischer Praxis ansehen und seinen Ansatz der systemischen Therapie eher dort lokalisieren, worauf die Neurowissenschaften ihr Hauptaugenmerk richten. Wie Schiepek anscheinend befürchtet, sehen viele, wenn nicht die meisten systemischen Therapeuten ihr Hauptbetätigungsfeld tatsächlich im zwischenmenschlichen Bereich. Schiepek betont jedoch, dass sein Verständnis der Selbstorganisation auch im neurowissenschaftlichen Bereich Gültigkeit hat – und er bleibt leider dabei stehen, sodass man die ‚Universalität‘ seines Ansatzes für den zwischenmenschlichen und sozialen Bereich nur ableiten kann. Seine wissenschaftliche Praxis begründet er somit durch Verfahren wie dem SNS, das im neuropsychologischen Bereich operiert.

Warum kann Schiepeks Ansatz seinen eigenen Anspruch nicht erfüllen: Viele Psychotherapieschulen stehen in einer langen Tradition von Theorie und Praxis, die mit den derzeitig vorhandenen Forschungsmethoden nicht angemessen untersucht werden können. Die Synergetik der Selbstorganisation ist zwar Bestandteil systemischer Theorienbildung, kann aber für sich genommen nicht beanspruchen, universell für alle menschlichen Phänomene anwendbar zu sein. Dafür vernachlässigt sie zu viele Bereiche, die für die Psychotherapie relevant sind, z.B. menschliche Kommunikation als sprachliche Kommunikation, Sinn und Bedeutungserzeugung in menschlichen Beziehungen, Psychotherapie als gemeinsamer Lernprozess usw. Wenn sich Schiepek mit seinem Anspruch begrenzen würde, könnte sein Ansatz durchaus eine Bereicherung des systemischen Feldes darstellen; solange er den Anspruch eine allgemeingültige Psychotherapie zu etablieren, aufrechterhält, sehe ich eher die Gefahr, dass sein Ansatz daran scheitert.

Wenn ich mich nicht täusche, werden Therapieschulen zwar schon einige Zeit tot gesagt, sie sind aber sehr lebendig. Viele Kolleginnen und Kollegen trauern dem nach, was sie an der Universität gelernt haben: Dass jegliche Form der Therapie, die erfolgreich angewandt werden will, ihre Wissenschaftlichkeit nachweisen sollte. Diese Haltung nennt Lois Shawver „nostalgischen Postmodernismus“<sup>2</sup>, die Sehnsucht danach, dass es eines Tages gelingen möge, nachzuweisen, dass das, was Psychotherapeuten tun, eine Form der wissenschaftlichen Praxis sei.

Schiepek unterscheidet hier zu recht zwischen „wissenschaftlich fundiert“ und darüber hinaus „wissenschaftlich arbeitend“ (S. 1). Der Nachweis, dass verschiedene Psychotherapieformen wissenschaftlich arbeitende Verfahren seien, ist derzeit nicht oder nur in begrenzten Maße und mit viel Abstrichen an der Wissenschaftlichkeit zu leisten. Diese Ernüchterung, die für manche unter uns schwer zu ertragen ist, veranlasst diese dazu, eine schulunenabhängige Form der Psychotherapie zu fordern, um sie schließlich in ein Korsett zu zwingen, das sich dann selbst als wissenschaftlich arbeitend

---

<sup>2</sup> Nach dem Buch von Lois Shawver, Nostalgischer Postmodernismus (in Vorbereitung).

qualifiziert. Ehrlicher Weise sollten wir uns aber eingestehen, dass Psychotherapie derzeit keine Wissenschaft in diesem Sinne sein kann.

Sollten wir jedoch den Wissenschaftlichkeitsanspruch aufrechterhalten, werden wir genau daran gemessen und vermutlich scheitern. Zudem stellt sich die Frage, ob wir durch diesen Anspruch nicht genau das zerstören, was wir untersuchen wollen – nämlich die Wirkung der Psychotherapieformen in ihrer Unterschiedlichkeit. Es ist eine Sache, aus wissenschaftlichen Gründen eine Blume zu zerschneiden, damit man sie untersuchen kann. Es ist eine ganz andere Frage, wie man sie als Gärtner pflegt und sie zur Blüte bringt.

Würde man Schiepeks Vorschlag folgen, wird dies aller Voraussicht dem Vorbild der Schulmedizin folgend in *die eine Schulpsychotherapie* einmünden und statt vieler Psychotherapieschulen wird es nur noch *die eine* geben. Diese bestimmt dann, was wissenschaftliches Arbeiten ist und was nicht; die anderen Therapieschulen werden damit marginalisiert – vergleichbar dem Verhältnis zwischen Schulmedizin und Homöopathie.

Hier stellt sich die Frage, was sind überhaupt Therapieschulen?

Es handelt es sich dabei um Konstruktionsschulen psychotherapeutischer (Beziehungs-)Wirklichkeiten. Innerhalb dieser Schulen werden bestimmte Umgangsformen mit Klienten kultiviert, theoretisch begründet und es werden bestimmte Formen der therapeutischen Zusammenarbeit, Therapiehaltungen, Ethiken usw. vorgeschlagen und etabliert.

Wenn man also diese Therapieschulen auflösen will, so werden ihre Befürworter sagen, tun wir das nicht aus politischen oder eigennütigen Gründen, sondern weil die wissenschaftlichen Ergebnisse dies nahelegen. Wie aber selbst die Vertreter dieser These zugeben müssen, stehen diese Ergebnisse auf mehr als wackligen Beinen. Aber – werden ihre Befürworter sagen – wir werden die Psychotherapie zu einem wissenschaftlich arbeitendem Verfahren machen. Auch hier ist die Frage, ob das passieren wird und ob wir das wollen: Wenn wir Schiepeks Modell anwenden, landen wir unversehens in einer Laborpsychotherapie, die versucht möglichst viele Variablen so zu kontrollieren, dass es das Unkontrollierte nicht mehr gibt. Nur, werden die Klienten sagen, eine solche Psychotherapie wollen wir nicht; wir suchen in der Psychotherapie gerade das, was wir im normalen Leben nicht können, z.B. uns Zeit nehmen, uns selbst reflektieren, unvorhersehbare Dinge tun und Sinn und Unsinn erzeugen, Aktivitäten, die außerhalb der Kontrolle der Wissenschaft liegen...

Ich plädiere also dafür, keine Schulpsychotherapie zu begründen, sondern die Vielfalt Therapieschulen zu erhalten und zu fördern und neue zu ermöglichen, damit wir auch in Zukunft erstaunliche neue Psychotherapieformen kennen lernen können – und ich plädiere dafür, die Position der Klienten so zu stärken, dass Therapeuten mehr von ihnen lernen können. Therapeuten sollten von ihrem hohen Ross des Expertentums herabsteigen, damit beide – Therapeuten und Klienten – von ihrer Form der Zusammenarbeit wechselseitig profitieren können.

Eine monotheistische Therapieform könnte einer polytheistischen so unterlegen sein, wie die Einheitspartei dem Vielparteiensystem. Auch würde niemand auf die Idee kommen, alle Musikformen hinsichtlich ihrer Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu untersuchen, um schließlich eine einheitliche Musikform daraus zu machen und all die anderen abzuschaffen. Bei der Psychotherapie soll das alles anders sein, weil sie

angeblich keine Kunstform ist, nicht mit Religion verwechselt werden darf und weil das Ziel die eine wissenschaftliche Praxis ist?

Schiepek spricht bei seinem Rückgriff auf neuropsychologische Verfahren z.B. von „nichtinvasiver Neuromodulation“ (S. 9)<sup>3</sup>. Es stellt sich die Frage, worin eigentlich innerhalb der Psychotherapie die am wenigsten invasive Methode der Neuromodulation besteht – die Antwort ist ganz einfach: Sie besteht im Miteinandersprechen. Im schiepekschen Modell würde man seine Effekte untersuchen, indem man z.B. bildgebende Verfahren bei den Klienten anwendet.

Mal davon abgesehen, dass Schiepek mit keinem Wort auf die Wirkung des miteinander Sprechens innerhalb und außerhalb des Kontexts der Psychotherapie eingeht, würde ein relationales und damit systemisches Verständnis der Psychotherapie untersuchen, wie der Austausch von Worten auf beide Partner (Klient und Therapeut) wirkt – und möglicherweise noch auf den „Forscher“ als Beobachter/Zuhörer. Wenn man hier also beispielsweise bildgebende Verfahren einsetzen würde, würden alle drei Partner dieser Methode unterzogen, wenn sie miteinander kommunizieren. Erst dann könnte man etwas über die „wechselseitige Neuromodulation“ (durch Kommunikation/Miteinandersprechen) sagen. Das therapeutische Miteinander Sprechen als am wenigsten invasive Form der Kommunikation scheint sich aber dem Interesse vieler Forscher zu entziehen, da sie nicht, noch nicht oder nur schwierig darstellbar sind und so untersuchen sie dann beispielsweise die Effekte der nichtinvasiven Form der „elektrischen Neuromodulation“ im Gehirn nur einer Person nämlich in dem des Versuchsobjekts.

Wenn man die Kybernetik des Beobachters nicht als ein Lippenbekenntnis erscheinen lassen und die kommunikative Rückwirkung auf den Beobachter/Zuhörer einbeziehen möchte, können wir nicht auf einem Erkenntnisniveau stehen bleiben, das bereits überwunden schien – aber genau das geschieht im schiepekschen Ansatz. Das heißt, genau da wo Psychotherapie beginnt, endet Schiepeks Vorstellung vom wissenschaftlichen Arbeiten. Somit kann das synergetische Verständnis der Selbstorganisation genauso wenig für eine Therapieschulen unabhängige und übergeordnete Psychotherapie erhalten, wie bisher andere Formen auch.

---

<sup>3</sup> Darunter versteht man meist elektrische Impulse oder Medikation.